

betes noch was Dialyse bedeutet. So etwas wäre in der Schweiz undenkbar.» Wie sieht das ideale Unternehmen als sozialer Verband denn nun aus? Patentrezepte sind von Margit Osterloh nicht zu haben. Ob die Hierarchien flach oder steil sind, sei nicht ausschlaggebend. In einer steilen Hierarchie, wo eine Vorgesetzte nur wenige Mitarbeitende hat, seien die Voraussetzungen, intensiv miteinander zu interagieren, gerade sehr gut. Es komme vor allem darauf an, in welchem Mass Mitarbeitende an Entscheidungsprozessen partizipieren können. Entsprechend richtet sich ihr Forschungsinteresse auf Prozess- und Vertrauensmanagement. Im Zentrum steht die Frage nach der Motivation für «prosoziales V erhalten»: Unter welchen Bedingungen sind Menschen bereit, sich für das öffentliche Wohl, für ein Kollektiv einzusetzen, auch wenn sie davon nicht unmittelbar profitieren? «Das hat vor allem mit Freiwilligkeit zu tun, die aus Selbstbestimmung, Kompetenz und sozialer Einbindung resultiert», ist Osterloh überzeugt. Ihre Erkenntnisse zur Freiwilligkeit versucht Margit Osterloh auch selbst umzusetzen: «Ich bemühe mich, meinen Mitarbeitenden ein Höchstmass an Autonomie zu gewähren und für wissenschaftliche Arbeiten nur im Ausnahmefall Termine zu setzen. Zwang würde nur den Spass an der Arbeit reduzieren.»

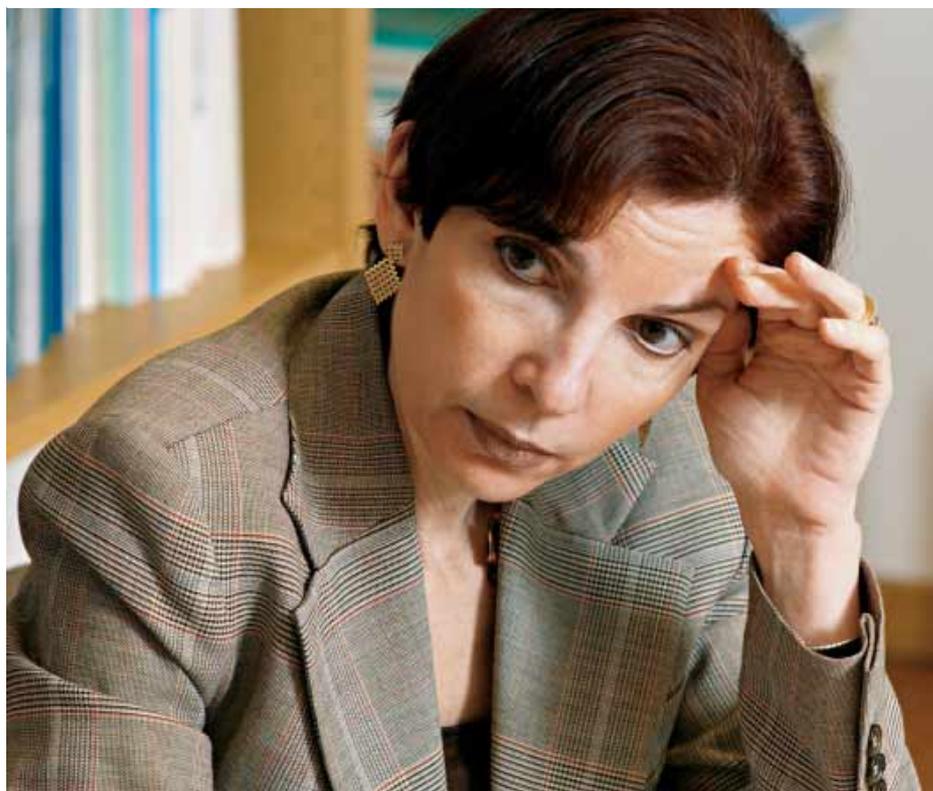
Im Moment ist sie selber dem ungeliebten Termindruck ausgesetzt. Ihr Buch über Vertrauensmanagement in Unternehmen muss bald fertig sein. Um die nötige Ruhe zu haben, hat sie sich nach Hause zurückgezogen. Doch ein Refugium ist ihre Wohnung nicht. «Hier wird gearbeitet», signalisieren die Bücherstapel an verschiedenen Orten sowie ihr papierbeladener Schreibtisch vor den grosszügigen Terrassenfenstern. Die Gastgeberin für eine Stunde erhebt sich, der Gesprächstermin geht zu Ende. Sie lässt ein wenig die Sonnenstoren herab, die dennoch die Sicht auf den Zürichsee freigeben. Wie arrangiert blinken weisse Segel. Ob dieser Blick nicht zu sehr ablenke. «Im Gegenteil. Es ist doch schön, manchmal seine Gedanken in die Ferne schweifen zu lassen.»

KONTAKT osterloh@iou.unizh.ch

«DIE BANKEN PROFITIEREN VON UNSEREM WISSEN»

Das Swiss Finance Institute (SFI) soll national die Kräfte in der Finanzmarktforschung bündeln. Rajna Gibson zu den Ambitionen und Chancen des neuen Kompetenzzentrums. Interview von Thomas Gull und Roger Nickl
Frau Gibson, seit dem 1. Januar 2006
 arbeiten Sie neben Ihrer Professur auch als
Forschungsleiterin für das Swiss Finance Institute. Das SFI ist ein virtuelles nationales Kompetenzzentrum, das von der Schweizerischen Bankiervereinigung und den Hoch-
schulen getragen wird. Weshalb braucht es eine Organisation wie das SFI?
 RAJNA GIBSON: Wie beim Nationalen Forschungsschwerpunkt «Financial Valuation and Risk Management» (FINRISK) geht es darum, die Kräfte in der Finanzmarktforschung zu bün-

«Wir müssen national zusammenspannen, wenn wir in der Finanzmarktforschung international mithalten wollen.» Rajna Gibson



deln und ein gemeinsames nationales Projekt zu entwickeln. Wenn man die Finanzforschung an den einzelnen Schweizer Universitäten anschaut, stellt man fest, dass die Institute im Vergleich etwa zu Spitzenuniversitäten in den USA oder Grossbritannien klein sind. Deshalb müssen wir national zusammenspannen, wenn wir international mithalten wollen. Heute gibt es in der Finanzmarktforschung drei Zentren: Genf/Lausanne, Zürich und die Università della Svizzera italiana in Lugano. Alle drei beteiligen sich am SFI. Die Bankiers unterstützen das SFI, weil sie wollen, dass wir in der Schweiz ein erstklassiges Zentrum für die Finanzmarktforschung und -lehre aufbauen können. Ein zentraler Aspekt bei der Gründung des SFI war, dass der NFS FINRISK nicht von Dauer ist. Das Programm ist zwar bis 2009 verlängert worden, eventuell gibt es eine Verlängerung um weitere vier Jahre, doch dann läuft FINRISK definitiv aus. Mit dem SFI sollen deshalb dauerhafte Strukturen für erstklassige Forschung und Ausbildung im Finanzsektor geschaffen werden.

Weshalb sind die Banken bereit, 75 Millionen für die Hochschulforschung zur Verfügung zu stellen?

GIBSON: Die Finanzindustrie erwirtschaftet in der Schweiz 15 Prozent des Bruttosozialproduktes. Es geht vor allem darum, die Schweiz als erstklassigen Forschungsstandort im Bereich der Finanzmarktforschung zu etablieren, was heute nicht der Fall ist. Mit dem SFI werden wir unsere Position markant verbessern können. Wir wollen auf jeden Fall unsere internationale Reputation in der Finanzmarktforschung verbessern. Das wollen auch die Bankiers, weil sie glauben, dass dies Vorteile für den Finanzplatz Schweiz hat. Ein Grossteil der Gelder wird eingesetzt, um neue Lehrstühle einzurichten. Wir rechnen damit, dass in der Schweiz 20 bis 30 neue Professuren in der Finanzmarktforschung geschaffen werden. Vom Know-how, das hier geschaffen wird, werden die Banken ganz direkt profitieren. Ein wichtiger Aufgabenbereich des SFI ist die Kader- und die Doktorandenausbildung. Das SFI soll sich einen internationalen Ruf im Bereich Executive Education in Finance erarbeiten und über ein Doktorandenprogramm

verfügen, dass erstklassige junge Finanzmarktspezialisten aus der ganzen Welt anzieht. Diese können dann von den Banken als Mitarbeiter rekrutiert werden.

Das SFI spielt als Partnerschaft zwischen den Universitäten und der Privatwirtschaft eine Pionierrolle. Von wem kam die Initiative?

GIBSON: Die Beziehung zur Bankiervereinigung hat sich in den letzten Jahren entwickelt. Als wir 2001 FINRISK lancierten, haben wir die Banken um Unterstützung gebeten. Darauf haben die Bankiers auch eigene Initiative entwickelt. Der Präsident der Bankiervereinigung, Pierre Mirabaud, hat sich persönlich dafür engagiert, dass die Finanzmarktforschung an den Hochschulen unterstützt wird.

Könnte man sagen, dass die Bankiers auf den Geschmack gekommen sind, weil sie sehen, dass im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunktes FINRISK gute Arbeit geleistet wird, die auch ihnen etwas bringt?

GIBSON: FINRISK hat sicher geholfen. Aber das SFI wird neben Forschung und Lehre auch Kaderausbildung machen. Das ist für die Banken sehr nützlich.

Welche Art von Forschung wird am SFI betrieben – Grundlagenforschung oder angewandte Forschung?

GIBSON: Die Bankiers sind bereit, Grundlagenforschung zu unterstützen, und sie versuchen nicht, uns die Prioritäten zu diktieren. Die Forschungsgelder des SFI werden von uns, das heisst von FINRISK, verwaltet und verteilt, genau wie die Gelder des Bundes. Daneben wird das SFI auch angewandte Forschung betreiben, allerdings ausserhalb unserer FINRISK-Strukturen.

Wie gross ist der Anteil der Forschung am Gesamtbudget des SFI?

GIBSON: Er ist nicht so gross, weil die SFI-Gelder vor allem für neue Professuren verwendet werden. Das Budget des SFI wird sich pro Jahr auf rund sieben Millionen Franken belaufen, davon wird rund ein Siebtel in Forschungsprojekte fliessen.

An der Universität Zürich sollen im Rahmen des SFI in den nächsten Jahren vier bis sechs neue Lehrstühle geschaffen werden. Sind das nicht relativ wenige, wenn man bedenkt, welche Rolle Zürich in der Finanzmarktforschung spielt?

GIBSON: Vier bis sechs Lehrstühle kommen an die Universität. Es wird aber auch an der ETH neue Professuren geben, insgesamt wird rund ein Drittel der neuen Lehrstühle in Zürich angesiedelt.

Werden diese Lehrstühle vollumfänglich vom SFI finanziert?

GIBSON: Es ist eine Partnerschaft zwischen

SWISS FINANCE INSTITUTE

KNOW-HOW FÜR DAS KADER

Das Swiss Finance Institute (SFI) ist eine Stiftung, an der sich die Schweizerische Bankiervereinigung und die Universitäten Zürich, Lausanne, Genf, die Università della Svizzera italiana und die ETH Zürich beteiligen. Das SFI soll die Kräfte in der Finanzmarktforschung bündeln und dafür sorgen, dass die Schweiz in Forschung, Aus- und Weiterbildung im Finanzsektor in Zukunft zur Weltspitze gehört. Seit Anfang Jahr ist das SFI operativ tätig, in den nächsten Jahren werden die Aktivitäten des Nationalen Forschungsschwerpunktes «Financial Valuation and Risk Management» (FINRISK) und des SFI koordiniert. Die Bankiervereinigung hat für das SFI 75 Millionen Franken zur Verfügung gestellt. Dieses Geld wird primär dazu verwendet, in den nächsten Jahren 20 bis 30 neue Professuren in der Finanzmarktforschung zu schaffen. Vier bis sechs werden an der Universität Zürich angesiedelt. Eine weitere zentrale Aufgabe des SFI ist die Kaderausbildung für die Finanzindustrie. Direktor des SFI ist der Lausanner Professor Jean-Pierre Danthine.

WEBSITE www.swissfinanceinstitute.ch

der Universität und dem SFI. Grundsätzlich beteiligen sich das SFI und die Universität ungefähr im Verhältnis von 60 zu 40 an der Finanzierung und Ausstattung der neuen Professuren.

Es wird bis zu 30 neue Professuren für Finanzmarktforschung in der Schweiz geben, das ist eine enorme Aufstockung. Wie viele Professuren gibt es zurzeit in diesem Bereich?

GIBSON: Mehr als 40. Es wird etwa 25 neue geben. Doch diese werden nicht alle sofort, sondern innerhalb von etwa 15 Jahren geschaffen.

Mit dem SFI will man die Finanzwissenschaften stärken. Wo müssten Ihrer Meinung nach die Schwerpunkte gesetzt werden?

GIBSON: Es gibt zwei mögliche Strategien: Die eine wäre, zu schauen, auf welchen Gebie-

ten geforscht werden müsste, die andere ist, zu versuchen, die besten Leute ans SFI zu holen. Dann ist es nicht so wichtig, auf welchem Gebiet diese forschen, es geht vielmehr darum, die besten Forscher in die Schweiz zu holen. Meiner Ansicht nach wäre das die bessere Variante, denn die Forschungsgebiete sind nicht statisch, die Interessen verändern sich ständig.

Können den Top-Forschern, die angeworben werden sollen, angemessene Anstellungsbedingungen geboten werden?

GIBSON: Unser Problem ist, dass die üblichen Anstellungsbedingungen bei uns im europäischen Vergleich attraktiv sind, aber wenn man die Löhne in der Schweiz mit jenen an den Top-Universitäten in London oder den USA vergleicht, sind wir nicht kompetitiv. Mit dem SFI wäre es beispielsweise möglich, zusätzliche Gelder für Forschungsprojekte zur Verfügung zu stellen.

Halten Sie es für möglich, Leute von amerikanischen Top-Universitäten abzuwerben?

GIBSON: Das wissen wir noch nicht. Wir werden es versuchen. In Zürich ist das akademische Umfeld attraktiv, die Schweiz hat als Wohnort viel zu bieten, und wir haben sehr gute Wissenschaftler an der Universität und der ETH Zürich.

Die Bankiervereinigung alimentiert das SFI mit viel Geld. Da stellt sich die Frage, wie unabhängig die Wissenschaftler noch sind und ob die Freiheit der Forschung gewährleistet bleibt.

GIBSON: Man muss zwei Dinge unterscheiden. Die Berufung der Professoren und die Verteilung der Forschungsgelder. Die Forschungsgelder werden nach den gleichen Kriterien verteilt wie die Bundesgelder innerhalb von FINRISK: Die Projekte werden von einer unabhängigen Kommission evaluiert, die zuhänden der FINRISK-Direktion Empfehlun-



www.unipublic.unizh.ch

die Internet-Zeitung der Universität Zürich
aktuell – schnell – hintergründig

gen abgibt, welche Forschungsvorhaben unterstützt werden sollen. Die Berufung der Professoren bleibt Sache der Universitäten, aber das SFI wird sich dazu äussern können – über sein Promotions-Komitee, das mit unabhängigen Mitgliedern besetzt sein wird. Da beide Seiten in erster Linie gute Professoren wollen, sollte das kein Problem sein.

Das SFI will Nachwuchsförderung betreiben. Mit welchen Mitteln?

GIBSON: Dazu dienen vor allem die Tenure-Track-Professuren, die vom SFI geschaffen und während sechs Jahren finanziert werden. Ein Grossteil der neuen Professuren wird in diesem Bereich angesiedelt sein. Wenn die Nachwuchsprofessoren erfolgreich sind, können diese Professuren in ordentliche Professuren umgewandelt werden.

Wenn die so geförderten Nachwuchswissenschaftler sehr gut sind, werden sie abgeworben und gehen in die USA?

GIBSON: Das wäre gut für unser Prestige. Wir hoffen, dass es Nachwuchswissenschaftler schaffen, von hier aus Rufe an renommierte andere Universitäten zu bekommen. Aber das ist Zukunftsmusik (lacht).

Führt die grosszügige Finanzierung der Finanzmarktforschung durch die Banken nicht dazu, dass sich der Bund aus diesem Bereich zurückzieht?

GIBSON: Ich glaube nicht. Der Bund ist sehr engagiert und sehr interessiert, die Zusammenarbeit weiterzuführen. Wir haben in diesem Jahr auch mehr Geld vom Bund für FINRISK bekommen, um den neuen Professoren Geld für Forschungsprojekte zur Verfügung stellen zu können. Für vier Jahre sind dies rund 10 Millionen Franken, plus eine zusätzliche Million für die Forschungsprojekte der neuen Professoren.

Die Zusammenarbeit zwischen den Banken und den Universitäten im Rahmen des SFI ist ein neues Modell. Könnte es auch für andere Bereiche wegweisend sein?

GIBSON: Für uns ist die Unterstützung durch die Banken sehr wichtig, weil den Universitäten das Geld fehlt, um im grossen Stil neue Pro-



«Vom Know-how, das am Swiss Finance Institute geschaffen wird, werden die Banken ganz direkt profitieren.» Rajna Gibson

fessuren zu schaffen. Doch die Finanzmarktökonomie ist nicht unbedingt mit anderen Wissenschaftsbereichen vergleichbar. Bei uns ist das Humankapital die wichtigste Ressource. Im Pharmabereich beispielsweise muss sehr viel in Technologie investiert werden. Da braucht es andere Lösungen.

Als Sie vor fünf Jahren als FINRISK-Direktorin angetreten sind, haben Sie postuliert, die Schweiz müsse zum Silicon Valley der Finanzmarktforschung werden. Ist man diesem Ziel mit der Gründung des SFI einen Schritt näher gekommen?

GIBSON: Ich glaube schon. Das SFI ist eine grosse Chance für die Schweiz. Ich bin sehr froh. Es geht in die richtige Richtung. Aber es

braucht Zeit. Bis wir unser Ziel erreicht haben, werden ich pensioniert sein (lacht).

Frau Gibson, wir danken Ihnen für das Gespräch.

ZUR PERSON

Rajna Gibson ist Professorin für Finanzmarktökonomik an der Universität Zürich. Sie leitet seit 2001 als Direktorin den NFS FINRISK und seit Anfang Jahr den Bereich Forschung im Swiss Finance Institute.
KONTAKT rgibson@isb.unizh.ch